

Hella Holsten

Irma Händel - Lebenslauf

Kindheit

Ihre Geburt im März 1915 fiel in das erste Jahr der später als „1. Weltkrieg“ bezeichneten Zeit. Während ihr aus Dresden stammender Vater irgendwo Soldat war, musste ihre Mutter das Kind in Schlesien bei ihrer eigenen Mutter lassen, um in Dresden „in Stellung“, also als Dienstmädchen, für den Lebensunterhalt zu sorgen. So wuchs sie während der Kriegszeit bis 1918 bei der Großmutter in Langenbielau auf. Langenbielau war ein Weberdorf und auch die Großmutter war Weberin und arbeitete beim größten Arbeitgeber, in der Fabrik von Christian Dierich.

Sie liebte ihre Großmutter sehr, die als arme Witwe mit einer anderen Familie in einem sehr einfachen Haus wohnte. 1918 wurde sie nach Dresden geholt, kam aber immer wieder in den Sommerferien zur Großmutter. Traudel, eine gleichaltrige Tochter der Nachbarsfamilie, wurde ihre beste Freundin, bis diese 15-jährig an Tuberkulose starb. In Langenbielau traf sie als Schülerin auf die Geusen, eine Jugendgruppe, die - wie andere Gruppen zu dieser Zeit - gemeinsam sangen, tanzten und wanderten.

Eltern

Ihr Vater arbeitete nach der Rückkehr aus dem Krieg bei der Post. Er hatte eine Lungenkrankheit durch das eingeatmete Giftgas davongetragen, war aber ein begeisterter Sportler und Schiedsrichter im Postsportverein.

Seine Kinder erzog er nach den strengen Regeln der Zeit. Sie und ihre jüngere Schwester durften bei den Mahlzeiten nicht sprechen; im Bett mussten sie so liegen, wie er es für gesund und richtig hielt; zum Schwimmenlernen wurde sie vom Vater ins tiefe Wasser geworfen. Er folgte damit modernen Ideen zur Ertüchtigung, wie er überhaupt dem Neuen gegenüber aufgeschlossen war. So besaß die Familie schon ein Radio, als man die Station noch mit einem Detektor suchen musste. Die Mädchen hatten manchmal ganz zerdrückte Ohren, weil sie mit dem Kopfhörer eingeschlafen waren.

Der Vater sprach in allem das letzte Wort; sie hatte Angst vor ihm und begann zu schielen. Daraufhin erhielt sie eine Korrekturbrille, die sie hasste.

Die Mutter versorgte die Familie. Das Verhältnis zu ihr war nicht sehr eng. Die jüngere, nach dem Krieg geborene Tochter erhielt mehr Aufmerksamkeit.

Schulzeit

Der Vater schickte seine Töchter in die 46. Volksschule, eine reformpädagogische Schule, in der die Kinder mit viel Zeichnen, Werken und Malen, Tanzen, Theaterspielen und Musik und einer täglichen Sportstunde auf ihre Kreativität und Gesundheit hin entwickelt wurden. Die Lehrkräfte nahmen begeisterten Anteil am Fortschritt ihrer Schülerinnen und Schüler, die Klasse machte eine Klassenreise in ein Erzgebirgsdorf, wo die Kinder zu zweit auf die Häuser verteilt bei den Familien wohnten und der Unterricht im Freien oder mit den Dorfkindern zusammen stattfand und eine Mondscheinwanderung einen bleibenden Eindruck hinterließ. Das Schielen wurde besser und sie konnte die Brille ablegen.

Ihre Leistungen waren brauchbar und sie war fleißig. Die Sommerferien verbrachten die Mädchen regelmäßig bei der Großmutter in Schlesien.

Lehrzeit

Ostern 1929 verließ sie nach der 8. Klasse die Schule mit einem guten Zeugnis, kam auf die 8. Mädchen-Berufsschule und erhielt im Mai 1930 mit 15 Jahren einen dreijährigen kaufmännischen Lehrvertrag in einem Herrenmodengeschäft in Cotta. Sie musste viele verschiedene Arbeiten verrichten, z.B. auch für die Chefin einkaufen gehen, wobei sie ängstlich bemüht war, nicht „Petersilie“ und „Sellerie“ zu verwechseln, was ihr häufiger passierte.

„Kampfzeit“

Für sie kam nur eine Zugehörigkeit zu den Nationalsozialisten in Frage. Schon während der Lehrzeit, also deutlich vor der „Machtergreifung“ im Januar 1933, war sie Mitglied im „Bund deutscher Mädels“, kurz BDM, geworden. Im Januar 1932 konnte sie sich im Polizeipräsidium in der Schießgasse eine „Wolfsangel“ abholen, das Abzeichen der NSDAP-Jugend. In der hoch politisierten Atmosphäre vor 1933, die später als „Kampfzeit“ bezeichnet wurde, beteiligte sie sich an den Gewohnheiten der Jugendlichen, sich auf der Straße mit dem gegenseitigen Vorweisen ihrer Abzeichen ihre Gesinnung zu zeigen und sich zu beschimpfen. Geprügelt hat sie sich nicht, aber sie hat den Andersdenkenden ihre Einstellung sozusagen unter die Nase gerieben. Für die Teilnahme am Reichsjugendtag 1./2. Oktober 1932 in Potsdam stellte ihr die Ortsgruppenführerin des BDM einen Führer-Ausweis aus. Alle Teilnehmer an diesem Treffen erhielten ein Abzeichen, das stolz getragen und später ein wichtiger Nachweis der Echtheit ihrer Überzeugungen und ihrer Hingebung an die Sache der Partei war.

Arbeit im BDM

Mit der Übernahme der Regierung durch die NSDAP im Januar 1933 wurden überall im Land die schon bestehenden Organisationen der Hitler-Jugend ausgebaut. Als sie am Ende März 1933 ihre Lehrzeit beendete, wurde sie sofort als „Mädchen für alles“ in den Obergau 16 Sachsen übernommen. Damit war sie neben der Obergauführerin (Annelies Mann) und der Geschäftsführerin (Erika Böhme) die dritte von nur drei „Mädeln“, die 1933 hauptamtlich für die Hitler-Jugend arbeiteten, d.h. für ihre Tätigkeit ein Büro erhielten und – wenn auch recht gering - bezahlt wurden. Sie erledigte Schreiarbeit, sortierte die in großer Zahl eintreffenden Beitrittsanträge der Mädels und teilte Barettts aus schwarzem Samt zu, - die damals übliche Kopfbedeckung im BDM. Neben der bezahlten Tagesarbeit gab es den unbezahlten BDM-Dienst am Abend: Sie war Führerin eines Dresdner BDM-Kreises (Friedrichstadt, Löbtau, Briesnitz, Cotta u.a. Teile im Westen von Dresden), einer Arbeitergegend, aus der die Hitler-Jugend 1933 großen Zustrom erhielt. In ihrem Kreis hielt sie „Heimabende“ ab, in denen gesungen und gespielt, vorgelesen und berichtet wurde. Der Anteil an erkennbarer politischer Gesinnungsarbeit war unauffällig.

Mit der Obergauführerin, die einen kleinen zweisitzigen DKW-Meisterklasse besaß, fuhr sie durch Sachsen; in den Einheiten dort wurden dann vor allem Führerinnen eingesetzt.

Weiterer Weg im BDM

Im November 1933, ein halbes Jahr nach ihrer hauptamtlichen Einstellung in den BDM, wurde sie von der für drei Obergäue (Sachsen, Sachsen-Anhalt, Thüringen) zuständigen Gauverbandsführerin (Magdalene Weinert) als eine der beiden Untergauführerinnen in Dresden eingesetzt. Sie wurde dem Bann 108 zugeteilt und war für Dresden-Land zuständig. Sie stand im Rang nur hinter der für Gesamtsachsen ranghöchsten Obergauführerin (Annelies Mann, später Charlotte Kling) und hatte Entscheidungsgewalt und Organisationsverantwortung gegenüber allen Jungmädels-, Heimgruppen im ihrem Gebiet. Auf der Führerinnenschule des Obergaus Sachsen besuchte sie mehrere Lehrgänge.

Sie schrieb nun nicht mehr selbst die Briefe, sondern bekam eine Geschäftsführerin zugewiesen (Ilse Neumann), kurze Zeit später noch eine Sportwartin (Lucie Bock, später Inge Wolffgramm). Diese Stelle behielt sie, bis sie im Dezember 1938 heiratete. Im BDM waren nur unverheiratete junge Frauen organisiert und wurden von Unverheirateten geleitet. Verheiratete Frauen gehörten in die „Frauenshaft“, der sie jedoch nicht beitrug. Ihre Zeit im staatlichen System war beendet und sie blieb Hausfrau und Mutter.

Sie bezeichnete ihre fünfjährige Dienstzeit im BDM als den glücklichsten Teil ihrer Jugend.

Weiteres Leben

Fünf Lebensjahre von insgesamt 76, das sind etwa 6,5 %.

Nach der Zeit als Führerin war sie Ehefrau und Mutter einer Tochter, seit 1943 Kriegerwitwe, seit 1945 in der Entnazifizierung (5 Jahre Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte, z.B. des Wahlrechts, 3 Jahre Saubermachen bei einer russischen Offiziersfamilie in Klotzsche), seit 1952 in Schleswig-Holstein und als Hausfrau und Mutter von ihrer Witwenrente lebend, seit 1978 in Bayern. 1993 gestorben.

Einstellung zum Leben und zur Geschichte

Alles, was sie noch erlebte und erfuhr, wurde gemessen an ihrem Ideal: der NS-Zeit. An beiden deutschen Staaten konnte sie nichts richtig finden. In jeder politischen Haltung, der es um Toleranz, Partnerschaft oder ein Miteinander-Reden ging, sah sie nur Schwäche und Weichlichkeit. Jeder Bericht über die NS-Verbrechen an den Minderheiten, den Andersdenkenden, den Behinderten, den Juden – alles wurde von ihr als üble Nachrede bezeichnet und abgestritten. Sie ging nie wieder zur Wahl und bedauerte Zeit ihres Lebens, dass es die „Jugendarbeit“ im Stile der NS-Zeit nicht mehr gab. Das hätte die Jugendlichen von der Straße geholt, sie hätten gemeinsame Fahrten gemacht, gemeinsam gesungen, wären sich nicht selbst überlassen gewesen. Jugend müsse geführt werden, in der Organisation stecke der richtige Weg. Jugendliche brauchten eine Idee. Sie wollten nicht selbst leben, meinte sie, sondern in der Gruppe; sie wollten nicht selbst entscheiden, sie wollten folgen. Sie wollten geführt werden.